

BEATE RYGIERT

FRAU
VON
GOETHE

ROMAN



*Er ist der größte
Dichter seiner Zeit,
doch erst ihre Liebe
kann ihn retten*

atb

BEATE RYGIERT

FRAU
VON
GOETHE

ROMAN



*Er ist der größte
Dichter seiner Zeit,
doch erst ihre Liebe
kann ihn retten*

atb

Über das Buch

»Ohne Dich ist doch alles nichts.« *Christiane Vulpius*

Weimar, 1788: Christiane Vulpius ist Putzmacherin in einer Kunstblumen-Manufaktur, als sie mit der Bittschrift ihres Bruders beim Geheimen Rat Goethe, dem begehrtesten Junggesellen Weimars, vorstellig wird. Gesellschaftlich trennen sie Welten, und doch ist es für beide Liebe auf den ersten Blick. Zunächst können sie ihr leidenschaftliches Verhältnis geheim halten. Als Christiane jedoch schwanger wird, schlagen ihr vonseiten der »guten Gesellschaft« Hass und Verachtung entgegen. Wird Goethe zu ihr und dem Kind stehen? Christiane verliert nicht den Mut, sondern kämpft um ihre Liebe.

Die Geschichte einer unkonventionellen und mutigen Frau
- kenntnisreich und hochemotional erzählt

Über Beate Rygiert

Beate Rygiert wurde in Tübingen geboren und wuchs im Nordschwarzwald auf. Mit zwölf schrieb sie in ihr Tagebuch: »Eigentlich möchte ich Schriftstellerin werden!« Diesen Traum verwirklichte sie nach dem Studium der

Musik- und Theaterwissenschaft und der italienischen Literatur in München und Florenz und nach einigen Jahren als Operndramaturgin an verschiedenen deutschen Bühnen. Heute lebt sie mit ihrem Mann im Schwarzwald, in Andalusien und immer wieder in Frankreich.

Im Aufbau Taschenbuch sind bereits ihre Romane »George Sand und die Sprache der Liebe« und »Die Pianistin. Clara Schumann und die Musik der Liebe« erschienen.

ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>

Registrieren Sie sich jetzt unter:
<http://www.aufbau-verlag.de/newsletter>

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!




Beate Rygiert

Frau von Goethe

*Er ist der größte Dichter seiner Zeit, doch
erst ihre Liebe kann ihn retten*

Roman

 aufbau digital

Inhaltsübersicht

Informationen zum Buch Newsletter

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

Nachwort

Danksagung

Impressum

*Ich liebe dich recht herzlich und einzig,
Du glaubst nicht wie ich dich vermisse ...*

WOLFGANG AN CHRISTIANE,
FRANKFURT, 15. AUGUST 1797

*Dein Garten steht gegenwärtig in seiner größten Pracht
(...). Die Apfelbäume blühen in höchster Fülle, es steht
Blüte an Blüte, die Rabatten vor Deinen Fenstern
schmücken die schönsten gefüllten Tulipanen, deren
schöne Farbe die stolzen Kaiserkronen verdunkeln, und
trotz der geringen Wärme und den kühlen Nächten reift
doch alles der Vollkommenheit entgegen. Möge Dich die
schöne Blüte in Jena für diese Entbehrung reichlichst
entschädigen.*

CHRISTIANE AN WOLFGANG,
WEIMAR, 18. MAI 1816

1. Kapitel

Weimar, Juni 1788

Die Kutsche mit dem Wappen des Freiherrn von Stein donnerte den Graben herauf und bog derart ungestüm in die Neue Straße ein, dass Christiane nur knapp den Hufen der Pferde entkam.

»Seid ihr denn noch bei Trost?«, schrie sie auf und sah im selben Augenblick, wie der leichte Vorhang vor dem Fenster der Kabine zur Seite geschoben wurde. Ein eiskalter Blick traf sie aus hellblauen Augen unter einer kunstvoll aufgetürmten Steckfrisur.

»Himmel!«, hörte sie ihre Freundin Hanne rufen. »Die hätten dich glatt umgebracht. War das nicht die Frau von Stein?«

Christiane besah sich ihren besudelten Rocksaum. Die Kutsche war mitten durch eine Pfütze gerumpelt und sie hatte das Schmutzwasser abbekommen.

»Sieh dir das mal an«, sagte sie aufgebracht. Erst neulich hatte sie das Kleidungsstück, das noch von ihrer Mutter stammte, gewendet und ihrer Größe angepasst.

»Das geht beim Waschen wieder raus«, tröstete Hanne.
»Komm, wir sollten uns beeilen, sonst kommen wir zu

spät.«

Hanne hatte wie Christiane und elf weitere Töchter aus gutem, jedoch verarmtem Hause in der Bertuchschen Manufaktur für Kunstblumen Arbeit gefunden. Dabei war es eine Schande, dass Hannes Vater als herzoglicher Amtsschreiber zu wenig verdiente, um seine Familie ernähren zu können. Christianes Vater war es, wie so vielen anderen, nicht besser ergangen. Johann Friedrich Vulpius hatte sogar ganze zehn Jahre umsonst für den Herzoglichen Hof arbeiten müssen, ehe er nach endlosen Bittschriften und Gesuchen endlich einen Hungerlohn erhalten hatte, der hinten und vorne nicht gereicht hatte. Vor zwei Jahren war er gestorben, und nicht nur er ruhte bei seinen Ahnen im Familiengrab auf dem Gottesacker rund um die Jacobskirche, sondern auch Christianes Mutter und ihre Stiefmutter samt sieben ihrer jüngeren Geschwister, die das Kindesalter nicht überlebt hatten. Jetzt hatte sie nur noch den um zwei Jahre älteren Bruder Christian, ihre vierzehnjährige Stiefschwester Ernestina und Tante Juliane, eine ledige Schwester ihres Vaters.

Das hätte nicht sein müssen, davon war Christiane überzeugt. Mit ausreichend Nahrung wäre so manch ein Familienmitglied noch am Leben. Doch es hatte an allem gefehlt, vor allem an Geld für einen Arzt und Medizin. Schaudernd dachte sie an diese schrecklichen Jahre zurück, besonders an 1782, als die beiden jüngsten, von ihr

heiß geliebten Geschwister kurz hintereinander gestorben waren, ausgemergelt und viel zu schwach, um sich gegen Krankheiten wehren zu können. Inzwischen war es Christiane, die den kleinen Frauenhaushalt ernährte, während ihr großer Bruder, ein studierter Jurist, in Nürnberg eine Stelle als Schreiber innehatte. Einen äußerst schlecht bezahlten Posten, und es sah so aus, als sollte er auch den bald verlieren, weil ein anderer junger Mann seine Dienste für noch weniger Gehalt angeboten hatte. Und was dann? Es war so schwer, eine angemessene Stelle zu finden. Dabei war Christian so begabt ...

»Hat Christian mal wieder etwas Neues geschrieben?« Hannes Augen leuchteten. Es war kein Geheimnis, dass sie für Christianes älteren Bruder schwärmte. Christian wiederum hatte Hanne als Vierzehnjähriger in einem handgeschriebenen und -gezeichneten Büchlein verewigt, genau wie seine Schwester und einige Klassenkameraden. Wenn einer vor Phantasie nur so sprühte, dann Christianes Bruder.

»Ich weiß nicht«, antwortete sie. »Sicher hat er keine Zeit mehr dafür.«

Hanne und sie hatten inzwischen das prächtige Gebäude am Baumgarten erreicht. Sechs Jahre war es her, dass Christiane Friedrich Justin Bertuchs Angebot angenommen hatte, in der damals gerade erst gegründeten Manufaktur zu arbeiten. Dies war ein Privileg, und Christiane

verdankte es der Freundschaft ihres Vaters zu dem Geschäftsmann und Verleger. Bertuch war sogar Taufpate ihres jüngsten Bruders gewesen, und offenbar hatte er das Elend der Familie Vulpius nicht mehr länger mit ansehen können.

»Wie siehst *du* denn aus?«

Natürlich war es Friederike von Aberstein, die bei ihrer Ankunft in den Räumen der Manufaktur Christianes Rock mit gerümpfter Nase musterte. Die meisten der Putzmacherinnen saßen bereits auf ihren Plätzen, Henriette fehlte noch, genau wie Dorothea, die alle Dorle nannten.

»Eine Kutsche hätte sie beinahe totgefahren«, antwortete Hanne an ihrer Stelle, während Christiane ihr Umschlagtuch ablegte und die Arbeitsschürze überzog.

»Das war der Wagen der Frau von Stein. Die Christel kann froh sein, dass es nur ihren Rock erwischt hat.«

»Die Frau von Stein?« Friederike lachte. »Die ist stocksauer. Wie ich hörte, macht sie allen das Leben zur Hölle, vor allem Franz, dem Kutscher. Kein Wunder, dass der die Pferde so jagt.«

Sie nahm am Tisch über Eck neben Christiane Platz, damit sie von ihr endlich lernte, wie man Seidenblumen herstellte. Lustlos schlug Friederike das Baumwolltuch auf, in dem sie wie alle anderen ihre Arbeit vom Vortag aufbewahrte, und betrachtete die einzelnen Blütenblätter,

die einmal eine Mohnblüte ergeben sollten. »Seit der Geheime Rat aus Italien zurück ist, hat sie nur noch schlechte Laune. Und wisst ihr auch, warum?«

Frau Bertuch betrat den Saal, gefolgt von Auguste Slevoigt. Die beiden Schwestern hatten die Manufaktur gegründet und damit guten Geschäftssinn bewiesen, denn seit ein paar Jahren wünschte sich jede Dame, die etwas auf sich hielt, Seidenblüten, und je echter sie wirkten, desto besser. Bislang hatte man sie für teures Geld direkt aus Paris bezogen, um damit Kleider und Hüte zu verzieren oder sie als niemals welkende Arrangements auf dem Tisch oder der Anrichte zu platzieren. Aber warum aus Paris beziehen?, hatten sich die Unternehmerinnen gefragt und beschlossen, solche Blumen selbst zu produzieren. Der Erfolg gab ihnen recht. Die Manufaktur war bis auf Monate mit Bestellungen ausgelastet. Wer Blüten aus der Bertuchschen Blumenmanufaktur haben wollte, musste Geduld haben.

Die gutmütige Hanne versuchte, Friederike zu bedeuten, besser den Mund zu halten, die Direktorinnen schätzten es nämlich gar nicht, wenn ihre Schützlinge tratschten. Doch die bemerkte es nicht und fuhr unbekümmert fort: »Die von Stein ist so unglaublich wütend, weil ...«

»Friederike von Aberstein«, schallte Frau Slevoigts Stimme durch den Raum. »Wenn Ihre Finger im Umgang mit Samt und Seide so behände wären wie Ihre Zunge,

dann würden Sie die anderen bei Weitem überflügeln. Da dem aber nicht so ist, wünsche ich von Ihnen heute kein überflüssiges Wort mehr zu hören. Haben Sie mich verstanden?«

»Sehr wohl, Frau Slevoigt«, erklärte Friederike und zog eine Grimasse, die nur ihre Kolleginnen sehen konnten.

»Bislang gaben Sie uns kaum Anlass, mit Ihrer Arbeit zufrieden zu sein«, fuhr Auguste Slevoigt fort. »Wenn ich nicht irre, haben Sie keine einzige annehmbare Blüte zustande gebracht, seit Sie bei uns sind. Stattdessen verderben Sie das kostbare Material. Wenn sich das in absehbarer Zeit nicht ändert ...«

»Es wird sich ändern«, unterbrach Friederike sie und senkte devot den Kopf. »Ganz bestimmt. Geben Sie mir ein wenig Zeit, und Sie werden begeistert sein.«

Caroline Bertuchs Mund verzog sich zu einem nachsichtigen Lächeln. Sie hatte ein gutmütiges Herz und überließ den Umgang mit den Putzmacherinnen meist ihrer Schwester, vor allem, wenn es etwas zu tadeln galt. Der Direktorin war es neben dem Profit auch ein Anliegen, verarmten Mädchen und jungen Frauen aus gutem Hause wie Christiane eine Existenz zu ermöglichen. Bei dem reißenden Absatz, den die wunderschönen Stoffblumen, die hier entstanden, in deutschen Landen und sogar in England fanden, war ihr dies möglich geworden. Und Christiane war mehr als dankbar. Ohne diese Anstellung hätte sie nicht

gewusst, wie sie auf ehrbare Weise den Unterhalt für sich, Ernestina und die Tante hätte verdienen können.

»Denken Sie immer daran«, sagte Frau Slevoigt zu Friederike, »dass auf meiner Liste noch mindestens zwölf junge Frauen stehen, die sich nichts sehnlicher wünschen, als Ihren Platz einzunehmen.«

Friederike zog die Schultern ein und schwieg. Christiane warf einen Blick in die Runde an dem großen Arbeitstisch. Dorle und Henriette waren inzwischen unauffällig hereingeschlüpft und hatten sich wie alle anderen über ihre Handarbeit gebeugt. Das Schweigen währte allerdings nur so lange, bis die beiden Direktorinnen den Raum wieder verlassen hatten.

»Jetzt erzähl schon«, sagte Hanne mit Blick zur Tür, hinter der ihre Arbeitgeberinnen verschwunden waren. »Wieso ist Frau von Stein so wütend?«

»Na, weil er nichts mehr von ihr wissen will, der Herr von Goethe«, warf Henriette ein, doch Friederike war offenbar entschlossen, sich die Geschichte nicht aus der Hand nehmen zu lassen.

»Meine Schwester ist ja Zofe bei ihr«, erklärte sie wichtigtuersch. »Und deshalb weiß ich alles aus erster Hand.«

»Ist deine Schwester nicht Dienstmädchen bei der Freifrau?«, mischte sich nun Marie Zoller ein. Ihr Vater war Jagdmeister beim Herzog und im Grunde, so fand

Christiane, hatte sie es nicht nötig, hier zu arbeiten. Jeder wusste, wie begeistert der Herzog vom Jagen war, vor allem seit Herr von Goethe in Weimar lebte. Maries Vater bezog sicherlich ein besseres Gehalt als die anderen Beamten. »Die Nanni ist doch keine Zofe!«

»Das ist doch jetzt egal!« Friederike war rot geworden. Obwohl ihre Familie dem niederen Adel angehörte, waren die von Abersteins arm wie die Kirchenmäuse. »Jedenfalls hat sie erzählt, dass von der einstigen Harmonie zwischen den beiden nichts mehr übrig ist. Eisige Kälte herrsche zwischen Charlotte von Stein und dem Geheimen Rat von Goethe. Und das läge an Italien und was er dort alles so erlebt hat. Und ich spreche nicht nur von der Kunst«, fügte sie vielsagend hinzu.

»Er sieht wirklich gut aus«, rief Henriette verzückt aus. »Noch viel besser als früher. So schlank und braun gebrannt ...«

»Wie ein Türke vor Wien, sagt mein Vater.« Marie kniff mit der Zange ein Stück Draht ab und tauchte es in eine Schale mit Leim. Protest erhob sich. Der Geheime Rat Johann Wolfgang von Goethe war der schönste und begehrteste Mann weit und breit, und es gab, so behauptete Henriette, keine Frau, die nicht für ihn schwärmte.

»Wahrscheinlich ist ihm in Italien klar geworden«, überlegte Dorle laut, »dass seine Liebe zu Frau von Stein

keine Zukunft hat. Schließlich ist sie verheiratet und viel älter als er. Ich bin gespannt, wen er einmal heiraten wird.«

»Dich bestimmt nicht«, rief Friederike und einige kicherten.

»Natürlich nicht«, erwiderte Dorle, die rot geworden war. »Für unsereins ist so ein Mann unerreichbar.«

»Tja, solange man nicht dem Adel angehört«, gab Friederike spitz zurück. Dorle und Henriette wechselten vielsagende Blicke. Keine von ihnen konnte die arrogante Friederike wirklich leiden. Mal tat sie so, als gehöre sie zu ihnen, vor allem, wenn sie Hilfe bei der Arbeit benötigte. Dann wieder brüstete sie sich mit ihrem Adelstitel und gab sich als etwas Besseres.

»Ach, rechnest du dir etwa Chancen aus?«, wagte sich Marie Zoller vor und ertete schallendes Gelächter.

Nur Christiane stimmte nicht mit ein. Seit der Name des Geheimen Rats Johann Wolfgang von Goethe gefallen war, musste sie an das Versprechen denken, das sie ihrem Bruder gegeben hatte.

»Bitte, Christel, überreiche ihm diesen Brief«, hatte Christian gesagt. »Ich brauche eine neue Anstellung. Ich habe doch nicht jahrelang Jura studiert, um diesem einfältigen Mann den Schreiberling zu machen. Aber ohne Fürsprache komme ich aus diesem jämmerlichen Stand niemals heraus.«

»Warum gibst du ihn dem Herrn von Goethe nicht selbst?«, hatte sie gefragt und den versiegelten Brief gedreht und gewendet. Der Gedanke, bei dem Geheimen Rat vorzusprechen, war ihr unangenehm. Immerhin war Goethe neben dem Herzog höchstpersönlich der mächtigste Mann im Land.

»Kein Mensch weiß, wann er aus Italien zurückkommt. Und ich kann nicht länger warten, sonst bin ich meine Anstellung gleich los.«

»Könntest du den Brief nicht per Post schicken, wenn Herr von Goethe zurück in Weimar ist?«

Da hatte ihr Bruder ihre beiden Hände ergriffen und sie so flehentlich angesehen, dass ihr Widerstand dahingeschmolzen war. Von klein auf hatten sie zusammengehalten wie Pech und Schwefel. Christian hatte ihr das Lesen und Schreiben beigebracht, denn nur Jungen durften kostenfrei das Gymnasium besuchen, während für Mädchen Schulgeld verlangt wurde. Das war eine dieser vielen Ungerechtigkeiten, die Christiane und ihre Freundinnen zu ertragen hatten, und deshalb hatte Christian seiner Schwester vieles von dem beigebracht, was an der Schule unterrichtet wurde. Lesen und Schreiben. Und vor allem das Rechnen. Sie liebte das Lernen. Und noch mehr liebte sie das Theater, das Komödienhaus, in das Christian sie regelmäßig

mitgenommen hatte, als Gymnasiast hatte er oft Freibilletts bekommen.

»Wenn du ihm mein Bittschreiben überreichst«, hatte er gesagt, »hat das eine viel größere Wirkung.«

»Und warum soll das so sein?«, hatte sie misstrauisch gefragt. Spielte er etwa auf ihr Aussehen an? Sie konnte es nicht leiden, wenn die Männer ihr wegen ihrer dichten, schwarzen Locken und ihrem Busen hinterhersahen.

»Weil du ein so wundervolles Geschöpf bist, mein Schwesterchen«, hatte er geantwortet. »Weißt du noch, wie es dir gelungen ist, Vater aus dem Kerker zu holen?«

»Er war ja schließlich unschuldig«, hatte sie trotzig zurückgegeben. Ihr tat das Herz weh, wenn sie an die ungerechten Vorwürfe dachte, die man ihrem Vater gemacht hatte. Er sollte Geld unterschlagen haben. Ausgerechnet er.

»Wie eine Löwin hast du darum gekämpft, dass man ihn rehabilitierte«, fuhr Christian fort.

»Du weißt genau, dass mir das nicht gelungen ist«, entgegnete sie traurig.

»Immerhin hast du erreicht, dass er wieder in Dienst genommen wurde. Und als er starb, wer war es da, der die Ämter so lange bestürmt hat, bis uns eine angemessene Waisenrente ausgezahlt wurde? Das Titchen bezieht sie ja immer noch. Du wirst auch erreichen, dass der Herr von Goethe mich nicht ganz vergisst. Schließlich bin ich

Schriftsteller, so wie er. Bitte, tu mir den Gefallen,
Christel.«

Seither lag dieser Brief wie Blei in der Schublade ihrer Kommode. Seit zwei Wochen war der Geheime Rat von Goethe zurück in Weimar. Auf welche Weise sollte sie ihm Christians Bittgesuch bloß überbringen, im Amt hielt er sich ja gar nicht mehr auf? Darüber zerbrach sie sich schon die ganze Zeit den Kopf ...

Während sie solchen Gedanken nachhing, hatten ihre Hände die am Vortag zugeschnittenen Kelch- und Blütenblätter einer Kamelie mit ihrem Metallwerkzeug, das wie ein schmaler Löffel aussah, in die charakteristische gewölbte Form gebracht. Dazu hatte sie es über einer Kerze erhitzt und wie mit einem winzigen Bügeleisen eine Delle in die Mitte des Seidenstoffs gedrückt. An den Wänden der Manufaktur hingen botanische Kupferstiche, auf denen alle Arten von Pflanzen in allen Facetten dargestellt waren. Selbst das Innenleben der Blüten war auf diesen Radierungen anhand eines Querschnitts samt der exakten Form ihrer Blätter, Knospen und Samen offengelegt. Das war außerordentlich hilfreich, denn eine hochwertige Kunstblume musste von innen nach außen ihrer lebendigen Schwester genaustens nachgebaut werden, eine aufwendige Arbeit. Vor allem für die feinen Staubfäden und den Stempel brauchte man geschickte Finger, aber es lohnte sich. Durch diese Details wirkte die

Arbeit erst echt. Und da keine Blüte in der Natur perfekt war, fertigte Christiane für besonders lebensechte Gestecke mitunter halb verblühte Exemplare und Knospen, so dass das Ganze wirkte, wie direkt vom Strauch geschnitten.

Christiane liebte Blumen. Es war ein Glück, dass es der Tante gelungen war, bei ihrer Wohnung in der Jacobsgasse auch den Garten anzumieten. Außerdem hatte Christiane gemeinsam mit ihrem Bruder ein kleines Stück Land vor den Toren der Stadt erworben. Hier wie dort pflanzten sie Gemüse an, allerlei Wurzeln, Kohl und Kartoffeln, und wenn sie ein paar Groschen übrig hatten, kauften sie Gurken- und Kürbissamen oder tauschten mit Nachbarn Jungpflanzen aus, um mehr Abwechslung auf den Teller zu bekommen. Ernestina sammelte auf den Wiesen vor den Stadttoren wilden Salat und essbare Blüten. Am Rand des Hausgartens wuchsen ein paar uralte Johannisbeersträucher, die sie erst vor Kurzem abgeerntet und aus den Beeren, die nicht gleich aufgegessen worden waren, Saft gekocht hatte. Christiane liebte die warme Jahreszeit, dann war ihr Speiseplan reichhaltig, während sie mit sauer eingelegtem Kohl, den eingebunkerten Kartoffeln und Rübchen und natürlich mit dem Korn, das Ernestina als Waise vom Rentamt jährlich erhielt, über den Winter kommen mussten. Die größte Freude hatte sie allerdings an ihren Blumen ...

Den Stiel der Kamelie hatte Christiane bereits am Tag zuvor angefertigt. Nun befestigte sie an seinem Ende das Büschel leuchtend gelber Staubgefäße samt dem Blütenstempel und umwickelte den Blütenboden mit grünem Seidenband.

»Wie geschickt du bist!« Friederike betrachtete neidisch die Blüte, die unter Christianes Händen nach und nach Gestalt annahm. »Ich kann mir einfach nicht merken, welcher Schritt nach dem anderen kommt. Liebe, liebe Christel«, bettelte sie, »würdest du es mir noch einmal zeigen? Ich meine, von Grund auf?« Friederike sah sie mit einem Blick an, von dem sie wohl glaubte, er sei unwiderstehlich. Christiane stöhnte innerlich. Sie hatte ihr das schon so oft gezeigt.

»Natürlich erst, wenn du mit dieser hier fertig bist«, schob ihre Kollegin rasch hinterher.

»Pass bloß auf, Christel«, rief Marie vom anderen Ende des Tisches herüber. »Am Ende bringt sie dich dazu, die gesamte Blüte anzufertigen. So wie bei mir neulich. Immer lässt sie andere für sich arbeiten.«

»Gar nicht wahr!«

»Es ist wohl wahr«, gab Marie ärgerlich zurück. »Das ist doch nicht so schwer zu begreifen. Immerhin machst du nur ganz einfache Mohnblüten. Schau dir dagegen mal diese Pfingstrose an!« Sie hob eine prächtige, fast vollendete Päonie hoch.

»Aber diese gefiederten Blätter«, warf Friederike empört ein und wies auf den kolorierten Kupferstich an der Wand, auf dem eine blühende Mohnpflanze abgebildet war. »Seht euch die mal an. Wie soll man das bloß hinbekommen?«

»Ist schon gut«, beruhigte Christiane die Gemüter. »Ich zeige es dir noch einmal. Noch ein einziges Mal, hörst du, Rike? Danach musst du es selbst ...«

»Ach, du bist ein Engel«, fiel ihr Friederike übergücklich ins Wort.

Seufzend besah Christiane sich, was ihre Kollegin bislang zustande gebracht hatte. Den Stiel konnte man zur Not so lassen, wie er war. Die Blätter hingegen waren nicht zu gebrauchen.

»Es ist wirklich nicht schwierig, wenn du es richtig anpackst«, begann sie zu erklären. »Du nimmst diesen feinen Draht hier und biegst damit das Blattgerüst zurecht. Dabei folgst du einfach den Blattadern.« Christiane hatte eine feine Zange zur Hand genommen und begann mit geschickten Bewegungen, die fedrige Struktur des Mohnlaubs nachzubilden. »Siehst du?« Friederike nickte eifrig. »Und nun muss es auf den Stoff geklebt werden.« Christiane tauchte das Blattgerüst kurz in ein Metallgefäß mit flüssigem Leim, ließ es eine Weile abtropfen und legte es auf ein Stück dunkelgrün gefärbter Seide. »Danach muss das Blatt auf seiner Unterseite mit einem Stück Organza doubliert werden, damit man den Draht nicht

sieht.« Sie nahm einen Pinsel und trug sorgfältig etwas Leim auf das Blatt samt Drahtgeflecht auf, legte ein Stückchen Organza darauf und strich behutsam von innen nach außen den überschüssigen Klebstoff heraus.

»Sobald das getrocknet ist, schneidest du mit der Schere rund um den Draht die Blattform aus, so wie hier auf dem Bild.« Sie wies auf den Kupferstich. »Inzwischen machst du einfach Blätter auf Vorrat für weitere Blumen. Du wirst sehen, von Blatt zu Blatt wird es dir leichter fallen. Und wenn sie nicht alle exakt gleich werden, umso besser. Auch in der Natur gleicht kein Blatt dem anderen.« Friederike nahm zögernd das feuchte Blatt in die Hand und betrachtete es von allen Seiten. Christiane reichte ihr Draht und Zange und schenkte ihr ein aufmunterndes Lächeln. Doch Friederike wirkte enttäuscht.

»Hier muss man ja erst noch die Kerben einarbeiten. Kannst du nicht vielleicht ...«

»Rike, bitte, das hab ich dir schon zweimal gezeigt. Das schaffst du jetzt alleine.«

Christiane wandte sich ihrer Kamelie zu und setzte zügig die leuchtend roten Blütenblätter um den Kranz aus gelben Staubgefäßen, befestigte jedes einzelne geschickt mit Draht und fügte schließlich die Kelchblätter wie einen grünen Kragen rundherum an.

»Du hast gesagt, du machst mir die Blume von Anfang bis Ende«, begann Friederike zu quengeln.

»Nein, das habe ich nicht«, erklärte Christiane entschlossen. »Wir alle haben dir so oft geholfen. Jetzt musst du dich allein durchbeißen.« Konzentriert beendete sie ihre Kamelie und beachtete Friederike nicht weiter. Sie hoffte, an diesem Tag vier weitere Blüten fertig zu bekommen und außerdem für den folgenden Tag die Kelchblätter für die nächste Bestellung zu präparieren. Diesmal sollte es ein Körbchen voller Frühlingsblumen sein und sie freute sich auf die Herausforderung. Maiglöckchen waren in der Manufaktur bislang nicht hergestellt worden und Frau Slevoigt hatte Christiane mit dieser schwierigen Aufgabe betraut. Wenn sie auch mit diesen ihr Geschick bewiese, würde sie eine Zulage erhalten, hatte ihre Arbeitgeberin versprochen. Und die konnte sie wahrlich gebrauchen.

Christiane hatte gerade die zweite Kamelie an diesem Tag beendet, als nicht nur Frau Slevoigt, sondern auch das Ehepaar Bertuch in der Werkstatt erschien. Der Unternehmer ließ sich bei ihnen normalerweise nie sehen, und Christiane hatte sofort das Gefühl, dass sein Erscheinen nichts Gutes bedeuten konnte.

»Im Lager fehlt eine ganze Rolle Silberdraht«, begann er ohne Umschweife. »Da sie gestern noch da war, muss sie jemand von euch genommen haben. Ich möchte jetzt bitte wissen, wer das war.« Er machte eine Pause und sah jeder einzelnen streng in die Augen. »Wenn sich die Schuldige

jetzt und hier meldet, werde ich davon absehen, die Sache den Behörden zu melden. Also bitte. Ich warte.«

Keine der Putzmacherinnen wagte zu atmen. Christiane war bestürzt. In den ganzen sechs Jahren, in denen sie hier arbeitete, war so etwas nicht vorgekommen. Allein der Gedanke, eine von ihnen könnte eine Diebin sein, war entsetzlich. Genauso empfand es wohl auch seine Frau, die mit zusammengekniffenen Lippen die Kupferstiche an der Wand zu betrachten schien und jeden Blickkontakt mit ihren Angestellten vermied. Ihre Schwester jedoch musterte ihre Belegschaft ungehalten.

»Na, es liegt ja wohl auf der Hand, wer das war«, unterbrach Friederike von Aberstein die angespannte Stille. »Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.« Sie richtete ihren Blick auf Christiane. »Schließlich saß schon der alte Vulpius wegen Diebstahls im Kerker.«

Christiane schoss das Blut ins Gesicht. Wenn sie eins nicht ertragen konnte, dann waren es solche Reden über ihren Vater.

»Nimm das sofort zurück«, fauchte sie.

Friederike lehnte sich mit einem arroganten Lächeln zurück und verschränkte die Arme vor ihrer Brust. Auf einmal ging alles ganz schnell. Christiane schnellte von ihrem Stuhl hoch und verpasste ihr eine deftige Ohrfeige, die das Mädchen beinahe vom Stuhl gefegt hätte.

Friederike stieß einen Schrei aus, sprang auf und wich vor

Christiane zurück, die aussah, als wollte sie sich gleich erneut auf sie stürzen.

»Nimm das zurück!«

Doch ehe Christiane sie an den Haaren packen konnte, hielt Friedrich Justin Bertuch sie am Arm fest.

»Ganz ruhig«, sagte er leise. »Beruhige dich, Christel. Ich weiß, dass du das nicht getan hast. Ebenso wenig wie dein Vater damals schuldig war. Komm, setz dich hin.«

So rasch der Zorn sie überfallen hatte, so plötzlich wich er einer abgrundtiefen Traurigkeit. Einer Verzweiflung, die in ihr lauerte, seit ihre Mutter und all die anderen, die sie liebte, sie mit Christian und Ernestina allein zurückgelassen hatten. Und obwohl Christiane das alles sonst stets in den Tiefen ihres Innern verborgen hielt und immer ein fröhliches Gesicht zeigte, brach sie jetzt zum Entsetzen aller in Tränen aus.

Am Ende wurde es nichts aus dem Arbeitspensum, das sie sich für diesen Tag vorgenommen hatte. In ihrem Büro ließ Frau Bertuch Christiane auf dem Besuchersessel Platz nehmen und schenkte ihr ein Glas süßen Wein ein, damit sie sich beruhigte.

»Mein Vater war kein Dieb«, schluchzte Christiane und gab acht, dass sie nichts von dem Wein verschüttete, so

sehr zitterten ihre Hände. Durch die geschlossene Tür drang die schneidende Stimme von Frau Slevoigt, die Friederike zurechtwies und herauszufinden versuchte, wer den Silberdraht entwendet hatte.

»Natürlich war er das nicht.« Herr Bertuch stand vor dem Regal mit den Auftragsordnern und hatte die Hände hinter dem Rücken verschränkt. »Die Anklage wurde ja fallen gelassen. Vielleicht hatte irgendwer ein Interesse daran, ihm zu schaden, wer weiß.« Er wechselte einen Blick mit seiner Frau. »Am besten gehst du jetzt nach Hause, Christel.«

»Sie ... Sie werfen mich doch nicht etwa raus?« Christiane sah ihn mit ängstlich aufgerissenen Augen an. »Ich hab den Silberdraht nicht genommen. Noch nie hab ich auch nur den kleinsten Fetzen Seidenstoff oder sonst etwas ...«

»Das wissen wir«, unterbrach Frau Bertuch sie sanft. »Selbstverständlich wirst du weiterhin bei uns arbeiten. Wir trennen uns bestimmt nicht von unserer besten Mitarbeiterin. Aber nach der Aufregung geben wir dir heute Nachmittag frei. Komm morgen früh wieder, wenn du dich beruhigt hast.«

Christiane schluckte schwer.

»Ich kann es mir nicht leisten, auf einen halben Arbeitstag zu verzichten«, sagte sie leise. »Wir brauchen das Geld.«

Frau Bertuch nickte, öffnete eine Schatulle auf ihrem Schreibtisch und entnahm ihr eine funkelnde Münze.

»Das wollte ich dir eigentlich erst Ende der Woche geben. Ein Extralohn, weil du so gut und schnell arbeitest. Ich denke, du kannst ihn jetzt schon gebrauchen. Geh nach Haus und hör auf, dir Sorgen zu machen. Grüß mir deine Tante.«

Ein Strahlen lief über Christianes Gesicht, als sie das Geldstück entgegennahm, das einem ganzen Wochenlohn entsprach.

»Vergelte es Ihnen Gott«, sagte sie. »Das ist sehr großzügig von Ihnen.«

Draußen auf der Straße wusste sie zunächst nicht, was sie tun sollte. Wenn sie jetzt nach Hause ging, würde sie alles erzählen müssen und damit Ernestina und die Tante in Aufregung versetzen. Eigentlich hatte sie angenommen, dass inzwischen Gras über die Sache mit ihrem Vater gewachsen war. Die jüngeren Putzmacherinnen konnten sich an die Geschichte seiner Kerkerhaft und Degradierung schon gar nicht mehr erinnern. Doch nun hatte Friederike von Aberstein die alten Wunden erneut aufgerissen. Und wenn auch so bedeutende Männer wie Herr Bertuch sagten, dass er ihrer Meinung nach unschuldig gewesen